

Wer die Politik nach seinem Lebenssinn fragt, bleibt sich selbst die Antwort schuldig.

Rolf Schroers

Unsere Sinnkrisen

Im Zusammenhang mit den gegenwärtig extrem hohen Arbeitslosenzahlen beschäftigte sich *Hans Heigert* vor einigen Wochen in der „Süddeutschen Zeitung“ mit strukturellen und psychologischen Fragen der Veränderung der Arbeitswelt. Dabei berührte er einen Punkt, der wenig mit Arbeitslosigkeit, aber sehr viel mit der in den letzten Jahren so gern zitierten *Sinnfrage* zu tun hat. Heigert beschrieb die massive Verlagerung menschlicher Tätigkeit von der Produktion in die Bereiche Verteilung und Verwaltung und meinte dazu: Nach alter Erfahrung habe nur derjenige eine innere Beziehung zu seiner Arbeit, der etwas herstellt, der „sein“ Produkt oder das Ergebnis seiner Leistung kenne und damit ein gewisses *Ich- oder Wir-Gefühl* verknüpfe. In den Großraumbüros und Verkaufshallen unserer Dienstleistungsgesellschaft könnten sich Menschen mit ihrer Arbeit kaum identifizieren. Arbeit werde da zum bloßen Vehikel des Geldverdienens. Wo aber Arbeit keinen über sie hinausgehenden Sinn mehr habe, gehe die Sinnempfindung generell zurück. Dies könnte, so Heigerts Schluß, die gegenwärtig verbreitete „Sinnsuche“ und auch mancherlei Instabilität erklären.

Ein Symptom für vieles

Es ließe sich zurückfragen, ob Heigert damit ein allseits feststellbares Symptom nicht überzeichnet hat. Denn die Lebensverhältnisse insgesamt beginnen sich so stark von der *Arbeit* wegzuwandeln, daß dieser, jedenfalls als Erwerbsarbeit in der Lebensgestaltung des einzelnen kaum mehr der schlechthin zentrale Stellenwert zukommt, den ihr beispielsweise noch „*Laborem exercens*“ zuschreibt. Die Gegenüberstellung von produktnaher Arbeit – sie kann in Reinkultur wohl nur im handwerklichen Familienbetrieb verwirklicht werden – und produktferner, anonymer Dienstleistung ist zudem zu idealtypisch, als daß sie unsere Arbeitswelt insgesamt realistisch beschreiben würde. Ob Arbeit für die meisten Menschen je einen anderen Sinn hatte als den der Unterhaltssicherung, nur daß dieser unter sehr viel mühseligeren Voraussetzungen ge-

leistet werden mußte, ist so sicher nicht. Und ob die *Durchschnittsmotive* einer anders motivierten Minderheit – Ehrgeiz, Machtwille, Gewinnstreben – letztlich ehrenwerter sinnhaltiger waren oder sind, mag ebenfalls dahingestellt bleiben, nützlich sind sie gewiß.

Dennoch hat es seinen Reiz und auch seine Richtigkeit, die Sinnfrage mit der heutigen Arbeitswelt bzw. gerade diese mit der Sinnfrage in Beziehung zu bringen. Der Mensch ist nun einmal ganz und gar Person oder -psychologischer formuliert – selbstbezogen. Alles, was unpersönlich ist oder *als unpersönlich erfahren* wird, führt früher oder später zu Sinnlosigkeitserlebnissen. Wo ein Du, ein Partner, eine *Bezugsperson* fehlt oder auch eine *Bezugssache* als Ausdruck und Nachweis persönlicher Leistung, wird sich stets sehr leicht das Gefühl einstellen: was ich tue, hat keinen Sinn. Wo vom Ergebnis der eigenen Arbeit nichts sichtbar wird oder wo diesem jede *Anschaulichkeit* fehlt, werde ich es als einzelner immer schwerer haben, einen Sinn zu finden, als wenn ich in einer überschaubaren Gemeinschaft wahrnehmbar produziere, was ich für mich und für andere zum Leben brauche. Wer sich aus der Dienstleistungsgesellschaft in das „einfache“ Leben landwirtschaftlicher Produktionsstätten flüchtet, wer willentlich und bewußt von Schafzucht oder Gemüseanbau lebt, weil er das weniger langweilig findet, illustriert das Problem sehr genau. Die vielen, die sich aus dem Arbeitsprozeß in der Weise auf sich selbst zurückziehen, daß sie dort zwar gut verdienen wollen, im übrigen aber mit einer Mindestleistung auszukommen gedenken und „den anderen“ überlassen, was aus dem Ganzen wird, tun es auf ihre Weise.

Ein Sinnproblem läßt sich an unserer Arbeitswelt also durchaus festmachen, und zwar als etwas, das das ganze Leben berührt. Aber richtig brisant wird dieses erst als Symptom für einen viel weiterreichenden Sachverhalt: *für die Art und Weise, wie sich die Sinnfrage in unserer Lebenswelt stellt und wie die allseits festgestellte zeitspezifische Sinnsuche zu deuten ist.* Dieses Problem ist vor allem im Blick auf bestimmte kirchliche und theologische Vorstellungswelten klärungsbedürftig.

Irdisch und wenig jenseitig

Theologen, kirchlich denkende Menschen, Gläubige insgesamt deuten aus ihrer „metaphysischen“ Vorstellungswelt heraus die Frage nach Sinn und damit auch den, wie sie sagen, „spezifisch zeitgenössischen Hunger nach Sinn“, ohne viel auf Übergänge und Zwischenstufen zu achten, vielfach *unmittelbar* religiös. Der Prototyp des Sinnsuchers ist für sie der junge Mann oder die junge Frau, der oder die sich mit dem „Materialismus unserer Zeit“ nicht zufriedengibt, der oder die sich mit den vordergründigen Weltdeutungen und Glückserwartungen der Wohlfahrtsgesellschaft nicht abfindet und unaufhörlich, wenn manchmal auch ohne es recht zu wissen, nach Höherem trachtet, nach einem *letzten Sinn*, der, da er ein letzter ist, eigentlich nur Gott sein kann.

Ein nüchterner Blick auf unsere eigene seelische Verfassung und unsere Lebensverhältnisse zeigt aber, daß – der Hinweis von Heigert auf Sinnprobleme in der Arbeitswelt ist ein gutes Beispiel dafür – Sinnkrisen und Sinnsuche *als gegenwartsspezifischer Vorgang* – jedenfalls zunächst – eine für die meisten Menschen recht irdische Angelegenheit sind. Sehr einfach gesagt: wir haben gegenwärtig Sinnprobleme weniger im Verhältnis zu letzten Lebensfragen, sondern im Umgang mit dem, was wir im subjektiven Erleben, im Verhältnis zur gesellschaftlichen Umwelt im weitesten Sinn als *tägliche Wirklichkeit* erfahren.

Wir leben und arbeiten inmitten von Großorganisationen, sind deren Teil und folglich nicht nur in unserem Tun, sondern auch in unserem Wohlergehen von ihnen abhängig. Wir kennen ihre Funktionsgesetze nur ungenau, sind mit ihnen jeweils nur auf einer bestimmten Ebene vertraut. Wir kennen die politischen Repräsentanten des Staates, die leitenden Funktionäre einer Großorganisation oder die Geschäftsleitung einer Firma. Aber was das alles soll, was von ihnen an Strukturen, Gesetzen, Zuständen, Entwicklungen „produziert“ wird, vermögen nur wenige, und die nur mit selektivem Überblick, zu „realisieren“.

Wir haben auch allerhand Informationen: von dem, was uns unmittelbar angeht, und auch vom großen Weltgeschehen. Aber selbst der erste bleibt vielfach unanschaulich, macht das ganze der Wirklichkeit gerade nicht erfahrbar; das zweite ist zwar anschaulich, aber *irreführend*. Wir meinen durch das, was wir optisch oder akustisch aus dem Äther vernehmen, würden wir Politikongresse in Moskau oder Kampfhandlungen um die fernen Falkland-Inseln so in uns aufnehmen, wie sie sich abspielen. In Wirklichkeit bleiben uns die Ereignisse und deren Zusammenhänge fremd, fern und undurchsichtig. Wir vermögen selten Zusammenhang und Wirkung zu ermessen. Um so mehr wächst der Eindruck, einem insgesamt nicht sinnvollen Geschehen ausgeliefert zu sein oder in einer Welt zu leben, die *als ganze* keine sinnvolle Entwicklung nimmt. Dabei wird dieses Gefühl noch verschärft durch eine eigenartige Spannung. Auf der einen Seite bestehen hohe Ansprüche und Erwartungen in die Effizienz sozialer und politischer Systeme. Auf der anderen Seite steigt das Miß-

trauen gegen die im System Verantwortlichen in dem Maße, in dem nicht erfüllbare Erwartungen enttäuscht werden. Sinnerwartungen von fast religiöser Intensität werden so in die Politik projiziert, fallen aber an der Gesellschaft auf den einzelnen zurück.

Noch mehr Sinnprobleme schafft uns unser *Verhältnis zur selbstgemachten technischen Umwelt in der gegenwärtigen Etappe geschichtlicher Entwicklung* und die Art von *Wirklichkeitsbezug*, den uns diese diktiert. Gemeint ist zunächst der *große Bruch im Glauben an die Sinnhaftigkeit technischer Fortschritte*; denn gegenwärtig bündeln sich diese so, daß sie uns an die Existenz gehen. Kann die Ansammlung von Overkillkapazitäten eigentlich als etwas Sinnvolles verstanden werden, selbst wenn diese niemals zur Anwendung kommen und uns der Weg atomarer Selbstvernichtung erspart bleibt? Oder manipuliert sich der Mensch durch technischen Fortschritt zu Tode, indem er durch Beeinflussung seines Erbgutes sein Wesen, sein Personsein verändert? *Schon die Möglichkeit solcher Fragen* zieht die andere nach sich: ob denn unsere Welt überhaupt sinnvoll strukturiert ist oder ob der Mensch am Ende gar nicht die Fähigkeit hat, diese sinnvoll zu seinem eigenen Wohl und Fortkommen zu gestalten. Verschärft werden diese Fragen durch die durch technische Entwicklung aufgezwungene abstrakte Lebensanschauung. Wir nehmen Wirklichkeit ganz überwiegend in Apparaturen und Systemen wahr oder über lange Prozesse der Vermittlung. Unser Wirklichkeitsbezug ist dadurch wenig konkret, eher schablonenhaft. Soweit handlungsbezogen, ist er zudem nur über tausend Abhängigkeiten von Personen und Sachen „zu haben“. Als „Selbstverwirklicher“ neigen wir aber dazu, Abhängigkeiten und Sachzwänge nicht anzunehmen und zu begrenzen, sondern notfalls über Schuldzuweisung an andere zu verdrängen. Damit nehmen wir uns selbst die Möglichkeit, Alltagswelt, vor allem zwischenmenschlich, als Sinn zu erfahren.

Mehr Orientierungs- als Sinnprobleme

Sinnprobleme gehen auch noch auf andere Weise an die Wurzeln unserer Existenz. Unser *Kulturzustand* schafft bei aller Verstrickung in Abhängigkeiten doch *viel Freiheit im Privaten*. Autoritäten, pädagogische und andere, haben sich weitgehend zurückgenommen, es gibt wenig feste Regeln für alltägliches Verhalten, für Jugendliche wie für Erwachsene. Das bedeutet: mit der privaten Freiheit ist auch der *tägliche Entscheidungszwang* gewachsen. So verbissen manche Jugendliche ihre Freiheitsrechte selbst dort verteidigen, wo sie gar nicht gefährdet sind, so sehr sieht man ihnen doch auch an, wie sie durch das tägliche Sich-entscheiden-Müssen überfordert werden und sich gerade dadurch in Sinnkrisen stürzen, in Zustände von Langeweile und Ekel geraten. Wenn auch nirgends nur eine Ursache wirksam ist, so erklärt sich daraus doch manche Flucht in die Drogenabhängigkeit ebenso wie die

Hinwendung Jugendlicher zu autoritär geführten Sekten. Solche Sinnkrisen „passieren“ dort besonders häufig und gründlich, wo es an erlebter Mitmenschlichkeit oder an emotionaler Beheimatung fehlt oder wo Jugendliche, aus der Nestwärme eines behüteten Milieus plötzlich entlassen, sich unvermittelt der Zugluft einer *radikal widersprüchlichen Öffentlichkeit* ausgesetzt werden. Letztere scheitern am rauhen Wind pluralistischer Denk- und Lebensformen, erstere, weil sie keine mitmenschliche Umgebung finden, auf die sie sich einlassen können oder wollen. Wir kennen das Phänomen aus der Selbstmordforschung: Menschen, die einen Selbstmordversuch unternehmen, weil sie meinen, ihr Leben habe keinen Sinn mehr, finden den nötigen Lebenssinn sehr bald, wenn eine menschliche Bindung glückt.

Mit den hier skizzierten Verhaltens- und Empfindungszuständen sollte also dreierlei gesagt sein.

Erstens provoziert unser Kulturzustand auf vielfältige Weisen tatsächlich Sinnfragen und Sinnkrisen. Sie haben mit der unmittelbaren menschlichen Umgebung, mit der gesellschaftlich-technischen Entwicklung und mit der veränderten Wahrnehmung von Wirklichkeit zu tun.

Zweitens: Wenn es auch Anzeichen dafür gibt, daß neu nach Sinn gesucht wird, nach Sinn im Detail eines bestimmten Lebensvorgangs (Beruf, menschliches Zusammenleben, Wirklichkeitserfahrung) und in der Entwicklung unserer Lebensverhältnisse insgesamt (bewußtere Versuche der Bewältigung gesellschaftlichen und technischen Fortschritts), so zeigt die Art, wie Sinnprobleme sich stellen oder formuliert werden, doch, daß sie zunächst einmal mehr erfahren als aufgearbeitet, *mehr erlitten als schon bewältigt werden können*. Die ganze Debatte um die Sinnfrage selbst lebt noch mehr von Verlustanzeigen als von Vorarbeit für neuen Sinn Gewinn.

Das Dritte und, wie mir scheint, Wichtigste: Was sich in der öffentlichen Debatte als Sinnkrise artikuliert, erweist sich spätestens beim zweiten Blick – auf die Alltagswelt des einzelnen – als eine *Anhäufung von Orientierungskrisen*. Man findet sich einfach in der Lebenswirklichkeit so, wie sie ist, schwer zurecht. Die Schwerkraft solcher Orientierungskrisen kommt aber aus den menschlichen Defiziten unserer Zivilisation, *das Interesse an ihrer Bewältigung orientiert sich in erster Linie an innergesellschaftlichen Möglichkeiten*. Jenseitiges ist dabei kaum im Spiel.

Was Christen beitragen können

Eröffnet also die Sinnfrage als psychologisch-geistiger Ausdruck unserer Zeitsituation in keiner Weise neue Zugänge zum Glauben? Mit Sicherheit ist sie *kein Ausdruck gesteigerter Glaubensbereitschaft*, auch wenn neue religiöse Erweckungsbewegungen und in Teilen der Bevölkerung ein neues Interesse an religiösen Fragen dazu parallel laufen. Christen würden sich in die Tasche lügen, wollten sie es anders sehen. Aber als Christen müssen wir auch nicht stumm zusehen, wohin sich die sich abzeichnenden Sinnkrisen entwickeln. Wir haben aus der Perspektive unseres

Glaubens Wesentliches zu ihrer Überwindung beizutragen.

Erstens: Nicht wenige der vorhin skizzierten Orientierungsschwierigkeiten kommen aus einer Fehleinschätzung menschlichen Fortschritts. Vorher war man naiv wissenschafts- und fortschrittsgläubig, jetzt zweifelt man am Sinn technischer Errungenschaften. Das Christentum war in seinem Kern nie wissenschaftsgläubig, in diesem Sinne nie naiv, gelegentlich freilich wissenschaftsfeindlich. Kann das nicht gerade jetzt helfen, der Fortschrittsidee *das rechte Maß zu geben und damit die Orientierungsprobleme, die aus einer technisch geprägten Weltkultur kommen, rational zu bewältigen*? Christen können der Technik als Mittel werkzeuglicher Welterschließung ihren Nutzwert lassen, ohne diesen in einen Heilswert zu verwandeln. Vertritt das Christentum dieses Welt- und Technikverständnis offensiv, können viele mit der Gegenwarts-kultur zusammenhängende Orientierungsprobleme gelöst oder wenigstens gemildert werden.

Das Zweite: Für Christen ist das *Gebot der Nächstenliebe* gleichrangig mit dem der Gottesliebe. So selbstverständlich das ist, bleibt es für die meisten Menschen doch ein ganz schwieriger Punkt. Alte und Junge sind sich in der Regel sehr bald einig, daß allein die persönlichen Interessen den Ausschlag geben und das, was andere tun oder was ihnen geschieht, „mich“ nichts angeht. So sehr Gemeinschaft gefragt ist, so sehr verbohren sich viele in einen *krassen Individualismus*, ohne zu merken, wie viele Orientierungsprobleme sie sich damit schaffen, wie unpersönlich und deshalb sinnlos ein rein individualistischer Wirklichkeitsbezug, der allein auf Freiheit setzt und Spielregeln der Mitmenschlichkeit nicht akzeptiert, werden kann. Christen können so Mitmenschlichkeit schaffen und *gesellschaftliche Verantwortung* – aller für das Ganze – *provozieren*. Vermutlich liegt hier der strategische Ansatz für eine zeit- und sachgemäße Umsetzung der christlichen Soziallehre.

Ein Drittes: Kern des Christentums ist der Glaube an einen persönlichen Gott, und zwar an einen menschengewordenen. Dadurch erhält das Dasein insgesamt *eine personale Struktur* als Schöpfungswirklichkeit. Auch soweit diese Schöpfungswirklichkeit menschengemacht ist, wird sie dadurch erlebbarer und in ihrer Sinnstruktur erfahbarer. *Der Glaube an einen persönlichen Gott ist also grundlegend für die Bewältigung von Sinnproblemen, die aus einem abstrakt und unpersönlich gewordenen Welt- und Wirklichkeitsbezug kommen*. Hier, aber erst hier, wird die Sinnfrage dann doch zur Gottesfrage.

Schließlich: Sinnerfahrung „gelingt“ ganz überwiegend nur, wenn sie *durch Vorbilder personalisiert* wird. Wir kennen solche Vorbilder auch gegenwärtig zur Genüge (vgl. auch ds. Heft, S. 283). Freilich tun es einige große Gestalten in Rom, in Taizé oder in Kalkutta nicht. Gefragt sind Persönlichkeiten, die Sinn im Alltag vorleben und von Mensch zu Mensch ansteckend wirken. Über großen Reichtum verfügen die Kirchen diesbezüglich nicht. Es spricht aber einiges dafür, daß sich Bild und Wirklichkeit der Kirche in dieser Richtung zu verändern beginnen.

D. A. Seeber